

Mein Jahr in Calw

Als ich nach Calw kam, war das Jahr für mich schon kein gewöhnliches mehr. Am Morgen des ersten Januars hatte mein Mann einen so schweren Anfall, dass ich währenddessen fürchtete, er könne sterben. Im Monat danach versuchten wir, zu einem normalen Leben zurückzukehren, aber es drehte sich alles um Diagnose, Krankheit, Medikamente und um unsere Angst.

Anfang Februar fuhr ich dennoch nach Calw, um mein Aufenthaltsstipendium anzutreten. Da gab es bereits den ersten Corona-Fall in Deutschland, den „Patienten aus Bayern“. Mitte März kehrte ich vorzeitig in ein geisterhaft leeres Hamburg zurück.

Es wird ja derzeit viel über die Vereinsamung der Menschen geklagt, und das ist sicherlich ein großes Problem, aber als ich am ersten Abend in Calw am Fenster stand und in die Nacht blickte, durchströmte mich das Alleinsein, wie eine große, herrliche Kraft. Ich würde keine Rücksicht nehmen müssen, auf niemanden, ich würde es alles so machen können, wie ich es wollte. Natürlich wäre dieses Gefühl weniger erquickend gewesen, wenn dieses Alleinsein nicht freiwillig gewählt und vorübergehend gewesen wäre. Natürlich hatte ich auch ein wenig Angst, weil mir dieser Zustand so fremd war.

Ich stand am Fenster, auf das Fensterbrett gestützt, lauschte in die Nacht und fragte mich, was ich wohl jetzt würde tun müssen. Wenn es mir gefiele, dachte ich, würde ich hier am Fenster stehen bleiben, lauschen und gucken, bis mir alles vertraut und zu wenig würde, mich zu unterhalten. Bis der Zustand ein gewohnter und mich langweilender werden würde, den ich durch Unterbrechung und Änderung mir zu gestalten dachte.

Ich lief also bald herum und besah mir den Ort, an dem ich mich befand. Fachwerkhäuser, das Flüsschen, Parkhaus, Supermarkt, Fußgängerzone, Eiscafé, Mode Schaber.

Wer bin ich, wo bin ich, und was tue ich hier?

Das fragte ich mich in diesem Alleinsein. Alleinsein im Gewohnten ist ganz etwas anderes, als Alleinsein im Ungewohnten. Im Gewohnten sind ja all die Spuren des Nichtalleinseins noch vorhanden. Ich sah mir die Fenster an, die Geschäfte, die Kinder, die von der Schule nach Hause bummelten, die alte Dame, die ihren Einkaufstrolley die Anhöhe hinaufzog – wie schwer, dachte ich, wenn man alt ist, wie

unbequem, einen Einkaufstrolley solch einen Berg hinaufzuziehen! – ich sah mir die Einfamilienhäuser an, die Vorgärten mit den Blumenbeeten, den Terrassen und Sitzecken, die Wege und engen, alten Treppenaufgänge zwischen den Häusern, die Schilder und die Botschaften auf den Anschlagtafeln, ich las sogar die Regionalzeitung, zog ziellos weitere Kreise, ohne Karte und Handy, sah mir Kirchen an, Friedhöfe, Ruinen, bummelte durch Orte, sah Pferde und Alpakas, Rinder, Schweine, blühende Obstbäume, Orte, deren Ortsnamen ich erst im Nachhinein herausfand, streifte über zartgrüne Felder, noch nackte Wälder, ich sah die ganzen hübschen Frühlingsblumen an den Sonnenflecken, Schneeglöckchen, später Anemonen.

Und immer wieder fragte ich mich, wie es wohl wäre, hier zu wohnen, in einem dieser Häuser, mit Blick über die Stadt, dem Auto in der Garage, dem Sonntagsmittagessen mit der Familie, Oma kommt zu Besuch, am Samstagabend, bei schönem Wetter, wird gegrillt. All das gibt es natürlich auch in Hamburg, in den Vorstädten, in den Wohngebieten an den Rändern, und überall in Deutschland. Es sind dies Leben mit Sorgen und Vergnügungen, die meinen nicht sehr gleichen. Ich habe kein Auto, kein Haus, ich muss mich nicht um den Garten kümmern, meine Mutter wohnt weit weg, mit den Nachbarn möchte ich gar nicht so viel zu tun haben. Seit vielen Jahren habe ich nicht mehr mittaggeessen. Es steht ja, wenn ich mir das überlege, überhaupt das Mittagessen sehr für diese Art, zu leben, nach der ich immer eine Sehnsucht in mir fühle, die mich aber nie in ein solches Leben führte. Die Sehnsucht ist etwas Irrationales, das vollkommen unserer Einsicht und Vernunft verschlossen ist. Ich denke, dass in meiner Sehnsucht nach dem Leben in solchen Häusern, in solchen Gärten, die Sehnsucht nach (meiner) Kindheit und einer vollkommenen Geborgenheit enthalten ist. Aber so etwas hat es ja gar nie gegeben, eine vollkommene Geborgenheit.

Ich streifte also um Calw herum und fand eine große Befriedigung dabei, allein zu sein, allein ganz neue Wege zu gehen, das Auf und Ab gefiel mir sehr, der Weitblick, aber auch die Details.

Und rasch begann ich auch das Schreiben, denn da ich so wenig mit jemandem sprach, entwickelte sich in mir ein großes Bedürfnis, etwas zu sagen. Jeden Morgen schrieb ich ein paar Seiten und habe da jetzt ein großes Stück eines Textes zusammen. Es ist ein Text, der sehr nah an mir ist, weil ich selbst ja auch sehr nah an mich gestoßen wurde, wo ich so wenig Ablenkung und Gegenüber hatte. Ich fand mich merkwürdig zufrieden mit mir und den Dingen. Mein Alter fiel mir auf, dass ich alt geworden war. Ich war zufrieden, dass ich kein Mädchen mehr war.

Wenn man irgendwo ist, dann schreibt man ja nicht unbedingt über das, wo man ist, das Außen, nicht zwangsweise, aber es wird davon nicht unberührt bleiben, wie das auch umgekehrt so ist, wenn auch weniger unmittelbar. Alles durchdringt einander, ich bin Teil des Raumes, wie der Raum in mich eingeht. Und wenn ich also hier einen Text über meinen Leben in Calw schreibe, dann schreibe ich auch einen Text über das Schreiben in Calw, das ein Schreiben über mich war. Wie es anfang, die ersten Sätze von vielen:

„Ich bin eine Frau von fünfzig Jahren. Ich sehe nicht aus, als wäre ich vierzig oder dreißig. Aber manchmal machen die Leute so ein Geräusch, wenn ich sage, dass ich fünfzig bin. Sie reißen die Augen auf. Fünfzig, das kann doch nicht sein, wirklich fünfzig? Ich denke, die Leute können es mir ansehen, dass ich fünfzig Jahre alt bin. Aber es gibt fünfzigjährige Frauen, die sehen anders aus als ich. Und wie diese fünfzigjährigen Frauen sehe ich nicht aus. Das ist es, was sie meinen, dass ich nicht wie diese fünfzigjährigen Frauen aussehe, erfreulicher- oder erstaunlicherweise. Diesen fünfzigjährigen Frauen gegenüber würden sie nicht die Augen aufreißen und Verwunderung bekunden, diesen fünfzigjährigen Frauen gegenüber würden sie schweigen und sich vollkommen normal benehmen. Ihr absurdes Verhalten soll ein Kompliment an mich sein. Vor einer Weile erzählte mir ein Mädchen stolz von einem solchen Verhalten anderer Menschen gegenüber ihrer Mutter. Und ich dachte, wirklich? Dieser Mutter gegenüber verhalten sich die Menschen auch so, rollen die Augen, können es nicht glauben, dass sie dieses mir bekannte Alter besitzt? Und ich dachte, ich hätte solch ein Verhalten nicht an den Tag gelegt, gegenüber dieser Mutter dieses Mädchens, denn sieht doch diese Mutter ganz genau so alt aus, wie sie ist. Ich fühlte mich betrogen, ich fühle mich meistens betrogen, wenn ich mitbekomme, dass anderen Frauen gegenüber sich so verhalten wird. Denn mir kommen diese Frauen stets so vor. So alt, wie sie sind.

Natürlich ist eine fünfzigjährige Frau, die nicht wenigstens aussieht wie siebenundvierzig, zu bedauern. Sie ist auch in anderer Hinsicht zu bedauern, denn selbst wenn sie nicht so aussieht, so ist sie doch fünfzig. Was vor allem von einer fünfzigjährigen Frau erwartet wird, ist Zurückhaltung. Sie soll aus dem Bild gehen, aus dem ganzen, großen Bild. *Die Alte will doch keiner mehr sehen*, heißt es dann, sowas steht in Internetkommentaren. Männer können sehr wütend darüber sein, dass sie Frauen über fünfzig sehen müssen, oder gar ihre Meinung hören. Nicht, dass sie die Meinung von jungen Frauen hören wollen, aber sehen wollen sie die immerhin, wenn sie

hübsch sind. Fünfzigjährige Frauen sollen sich zurückhalten. Wenn eine fünfzigjährige Frau sich nicht mehr zurückhalten kann, wer dann?

Nicht, dass ich nicht zurückhaltend sein kann, ich kann sogar sehr zurückhaltend sein, wenn mir so ist, und mir ist oft so, aber wenn mir nicht so ist, dann bin ich überhaupt nicht mehr zurückhaltend, dann bin ich sogar recht laut und unterbreche andere Menschen, ich überdecke mit meiner Meinung ihre, weil mir meine eigene Meinung sehr wertvoll ist, ich rege mich auf, und es kommt vor, dass ich mich unangemessen benehme.“

(An dieser frühen Stelle dieses Textes kennt man mich schon mehr und will mich vielleicht nicht noch mehr kennenlernen. Ich kann es schwer einschätzen, ich kenne mich schon lange und kann mir nicht mehr entfliehen.)

Mein Sohn und seine Freundin besuchten mich, zu einer Zeit, als dies vielleicht schon kritisch einzuschätzen war, aber sie waren jung und alle Welt besuchte noch alle Welt, und ich sehnte sie herbei. Wir wanderten nach Zavelstein, im strömenden Regen (Es regnete die ganze Zeit, in der sie da waren), der Schlamm hing wie ein Gewicht an unseren Schuhen und der eisige Wind blies durch unsere nassen Jeans, trotz unserer Regencapes waren wir bald vollkommen durchnässt. Aber anlässlich dieses Besuches wandelte auch ich einmal auf geplant touristischen Pfaden und besah mir, zum Beispiel, das Calwer Schafott und die Burgruine Zavelstein. Eine Tafel informierte uns darüber, dass auf dem Calwer Schafott im August 1918 eine Frau namens Gertrude Pfeiflin als letzte Person hingerichtet worden sein soll. Ich las es nach, es gibt einen Eintrag auf der Seite von Stadtwiki Pforzheim-Enz.

Wenn mir etwas Historisches von Calw geblieben ist, dann ist es diese Geschichte von dieser Frau, die wirklich einsam gewesen sein muss. Etwas Rohes ist in ihrer Geschichte, etwas Entsetzliches. Ich kann sie mir nur immer vorstellen, wie sie im Turm gesessen und auf ihre Hinrichtung gewartet hat. Anscheinend ist dies ein Bild, dass viele, die hier waren, mit nach Haus genommen haben. Die arme Frau. Sowas in der Art. Ein Bild. Geschichte romantisiert.

Und dann kam ich im Herbst wieder. Beim ersten Mal war ich fremd, beim zweiten Mal kannte ich schon alles. Natürlich ist das nicht wahr, alles kann man gar nicht kennen. Schon gar nicht nach sieben Wochen. In sieben Wochen läuft man ein bisschen herum, hört und riecht und dann hat man so etwas wie eine Oberfläche erfahren, an der sich ja schon etwas zeigt, die Haut einer Stadt. Parkhäuser entstellen ihr Gesicht, moderne Bauten, die keine Kenntnis von der Moderne haben. Die Menschen sprechen in verschiedenen Sprachen, sie *schwätza*, wie der Schwabe

sagt, und davon verstehe ich auch nichts oder kaum etwas. Die Jugend ist wie überall, drängelt, schubst, schreit sich durch den Tag, trägt ihr Leben offen mit sich herum. Das alles im Frühling so wie im Herbst.

Anders ist jetzt:

Die Äpfel. Gärten, Wiesen, Wegränder - alles ist voller Äpfel, ein paar Birnen dazwischen, aufgelesen, in orangefarbenen Netzsäcken verpackt an den Stamm gelehnt, in Plastiktonnen, Holzkisten, oder auf der Erde faulend, den Maden und Wespen.

Ich backe. Ein ganzes Blech Apfelkuchen mit Streuseln und Mandeln und Zimt.

Ein Traktor mit breit ausgebreitetem Mähwerk bei der Grasmahd, ein kleiner Junge thront neben dem Traktoristen und sieht verächtlich auf mich herab. Ich kann seine Verachtung verstehen. Wer bin ich schon, in meinem grünen Anorak, da unten auf dem Weg?

Auf der Pferdewiese hinter den Alpakas Wiesenchampignons, weiß und hellbraun die Köpfe, mit rosafarbenen und dunkelbraunen Lamellen. Ich mache Pilzpflanne mit Butter und Petersilie.

In der *Erlacher Höhe* kaufe ich eine gelbe Lampe, jetzt muss ich sie im Koffer mit nach Hause schleppen.

Im *Café im Kloster* nehme ich Mohnkuchen und immer wieder Eierlikör. Den Rückweg immer mit Schwips.

Calw ist jetzt Risikogebiet, in der Fußgängerzone muss Maske getragen werden. Vor der *Villa Wagner* ein Akkordeonspieler, er spielt sehr gut, sowas ist selten, das Instrument schillert, seine Finger tanzen, die Leute sehen streng dran vorbei, vollendete Melancholie.

Ich war im Frühjahr hier und bin es jetzt im Herbst. Das Frühjahr war nicht ganz Hoffnung, der Herbst ist nicht ganz Abschied. Ich bin direkt vom Frühling in den Herbst spaziert, einmal über die Nikolausbrücke gegangen, dem Hesse ins Gesicht geschaut – was steht er da so schmal – und schon ist das Jahr um. So bin ich also fast ein Jahr in Calw gewesen, mit dem Februar gekommen, mit dem November gegangen.

So sage ich also einfach, und weil ich eine berufsmäßige Lügnerin bin:

Mein Jahr in Calw.